



Lesbischer Herbst

Lesbischer Herbst®

Yvonne Ford

Darmstädter Landstraße 109

60598 Frankfurt am Main

Tel. 069 61002908

yvonne.ford@lesbischerherbst.de

www.lesbischerherbst.de

www.late-bloomers.de

Einige psychoanalytische Überlegungen zur „schön- sten Nebensache der Welt“

Lesbische Identität und Psychoanalyse

Marina Gambaroff

Vortrag im „Lesbischer Herbst – Walpurgistagung“ am
25.-27. April 2008 – Bodenstein/Thüringen

© Lesbischer Herbst®

Der sog. Objektwechsel in der Psychologie des Kindes hat immer wieder zu denken gegeben. Der für die Heterosexualität wichtige Wechsel des kleinen Mädchens zum Vater als bedeutendem Liebesobjekt wird die spätere Partnerwahl mitgestalten. Das ist für lesbische Frauen anders. Sie müssen das Liebesobjekt nicht wechseln. Ähnlich wie bei heterosexuellen Männern bleibt hier die Mutter als primäres Liebesobjekt die Folie für die spätere Partnerwahl. Die Schicksale, die die frühe Beziehung zur Mutter durchläuft, sind für alle Frauen von großer Bedeutung. Die Muster, die sich aus frühesten kindlichen Erfahrungen und dem sog. lesbischen Komplex (s.u. Poluda-Korte) der frühen ödipalen Konstellation ergeben, werden einen großen Einfluß auf die Ausformung der sexuellen Identität haben. Ich werde im folgenden aus diesem Grunde intensiv auf die frühe Tochter-Mutter-Interaktion eingehen.

Bevor ich dies jedoch tue, will ich nur kurz auf die klassische psychoanalytische Lesart von weiblicher Entwicklung eingehen, vielleicht auch, um zu zeigen, daß sich die Psychoanalyse der letzten Jahre doch gerade in diesem Zusammenhang glücklicherweise beträchtlich gewandelt hat.

Der klassische psychoanalytische Ansatz über die psychosexuelle Entwicklung der Frau, wie er uns von Freud nahegebracht wird, zeichnet sich besonders dadurch aus, daß der Frau eine spezifische, primär weibliche Entwicklung abgesprochen wird. Es ist interessant, daß Freud, obgleich ein wesentlicher Teil seiner Patienten Frauen waren und die psychosexuelle Entwicklung eine Zentralachse seiner Theoriebildung ist, eine vollständige Theorie im Grunde nur für das männliche Kind formuliert hat und selbst wiederholt vom Geheimnis des Weiblichen gesprochen hat.

Verkürzt lassen sich seine Ausführungen über die Entwicklung des kleinen Mädchens etwa folgendermaßen referieren: Die frühe Triebentwicklung des Mädchens sei der des kleinen Jungen gleichzusetzen. Nach Durchlaufen der oralen und analen Phase erreiche es ebenfalls die genitale Phase, in der die erogene Zone die Klitoris sei. Diese werde vom Mädchen als unzureichender Penis erlebt, eine libidinöse Besetzung der Vagina gebe es nicht, weil diese bis zur Pubertät im Erleben des Mädchens nicht existent sei. In der sog. phallischen Phase sei das Mädchen gezwungen, seine Kastration und die damit verbundene Minderwertigkeit zu akzeptieren. Es entwickle einen Kastrationskomplex und den daran gekoppelten Penisneid. Es gebe sehr häufig die Masturbation auf, da seine klitoridale Minderwertigkeit eine allzu große narzißtische Kränkung sei. Für seine Penislosigkeit mache es die Mutter verantwortlich und wende sich auch aus diesem Grunde von der Mutter ab, der bis dahin als erstem Liebesobjekt auch seine aktiven phallischen Strebungen gegolten hätten und es wende sich dem Vater als neuem Liebesobjekt zu. Die bis

dahin aktive klitoridale Phallizität wandle sich in rezeptives Verhalten bzw. Passivität, die in dem Wunsche gipfele, vom Vater einen symbolischen Penis in Form eines Kindes zu erhalten. Es gäbe keinen originären weiblichen Wunsch nach einem Kind, hinter diesem Wunsch verberge sich stets der nach einem Penis.

Folgt man der klassisch-psychoanalytischen Anschauung, dann zeigt sich, wie sehr die Frau in einer abhängigen und zweitrangigen Position festgeschrieben wird. Sigmund Freud, dem wir doch umwälzende Kenntnisse über das menschliche Seelenleben verdanken, kam, was Frauen betrifft, zu eigentümlich unangemessenen Aussagen. Letztlich hielt er Frauen für infantil, narzißtisch, zu keiner echten Sublimierung und aufgrund ihrer Über-Ich-Schwäche zu keinen wertvollen Kulturleistungen fähig, und er sprach ihnen ab dem 30. Lebensjahr – verglichen mit einem gleichaltrigen Mann – jede weitere Entwicklungsmöglichkeit ab. Man muß allerdings einräumen, daß er die Vorurteile wiederholte, die seiner kulturellen Epoche entsprachen und dabei verhängnisvollerweise kulturelle Bedingtheit mit Natur verwechselte. Der Mann Freud konnte also, trotz seines Genies, nur zu einer Schilderung eines vorwiegend durch die viktorianische Kultur geprägten und damit sekundären Bildes von Weiblichkeit kommen, nicht mehr, allerdings auch nicht weniger. Geradezu absurd erscheint mir dagegen, daß auch Psychoanalytikerinnen der frühen Generation, die es doch als Frauen eigentlich ein wenig besser wissen müßten, zu repressiven, jede primäre Weiblichkeit unterdrückenden Formulierungen gekommen sind. Als empörende Beispiele seien zitiert:

Jeanne Lampl de Groot: Zuerst halten wir uns noch einmal vor Augen, daß in der rein weiblichen Liebeseinstellung der Frau zum Mann für die Aktivität kein Platz ist. Die weibliche Frau liebt nicht, sondern sie läßt sich lieben. Frauen, die Männer aktiv lieben, sind männlich. Die Liebe, die sie in der Mutterrolle entfalten, ist aktiv und somit mit Männlichkeit verknüpft.

Helene Deutsch: Der Orgasmus ist männlich. Die „weibliche“ Frau kennt keinen orgastischen Höhepunkt.

Marie Bonaparte: Die Frau verfügt über quantitativ weniger Libido als der Mann. Der Mann muß gegen die passive und masochistische Haltung im allgemeinen protestieren, da sie ihm biologisch nicht vorgeschrieben ist; die Frau dagegen muß sie akzeptieren.

Von daher ist es nur allzu verständlich, wenn die Frauenbewegung der Psychoanalyse höchst ablehnend gegenüber trat. Und umgekehrt mußte eine derart frauenfeindliche, repressive Theorie ihrerseits die Befreiungsversuche von Frauen als pseudomännliches, einzig vom Penisneid getriebenes phallisches Gehabe disqualifizieren. Aber die Zeiten

haben sich geändert! Aktivität und Expansivität von Frauen, Selbstverwirklichungswünsche jenseits von Heim und Kindern werden nun begrüßt und eher ermutigt als denunziert.

Ich möchte mich im folgenden der Frage widmen, welche Auswirkungen die frühe Beziehung zwischen Mutter und Tochter auf die psychosexuelle Entwicklung des Mädchens haben kann. Was geschieht, wenn ein Kind geboren wird und dieses Kind ein Mädchen ist? Was erlebt die Mutter?

Man könnte einwenden, das sei in dieser Lebensphase völlig gleichgültig, zumal es keinerlei Unterschiede gäbe in der Versorgung männlicher oder weiblicher Säuglinge. Wer allerdings die erstaunlich großen Genitalien von Neugeborenen kennt, wird zustimmen, daß sie geradezu überdeutlich die Geschlechtszugehörigkeit des Kindes signalisieren. Ist das Kind ein Junge, wird die Mutter sogleich auf seine Andersartigkeit hingewiesen; ist es ein Mädchen, wird sie ganz intensiv an sich selbst erinnert. Das Geschlecht des Kindes wird bei der Mutter jeweils spezifische, mit ihrer eigenen Lebensgeschichte verbundene Phantasien induzieren, die m.E. bereits den frühesten Austausch mit dem Kind beeinflussen. Vom Augenblick der Geburt an geht die Mutter nicht mit einem geschlechtsneutralen Säugling um, sondern mit einem Sohn oder einer Tochter.

Ich bin der Meinung, daß für eine volle sexuelle Erlebnisfähigkeit der erwachsenen Frau, für ihr Gefühl, eine sexuelle Person zu sein mit den ihrer Identität entsprechenden Vorlieben, eine möglichst weitgehende Verarbeitung der lebensgeschichtlich jeweils spezifischen Tochter-Mutter-Beziehung zentral ist. Aus diesem Grunde werde ich mich im folgenden besonders mit der frühen Interaktion dieses identitätsstiftenden oder verhandelnden, einengenden oder befreienden, fördernden oder entmutigenden „Paarsystems“ beschäftigen. Auf die ebenfalls bedeutsame, aber in der Regel erst später wirksam werdende Rolle des Vaters will ich hier nicht eingehen, bin mir aber der daraus folgenden Einschränkungen bewußt.

Für mein Ziel, die große körperliche, auch erotisch getönte, wenn auch sehr oft abgewehrte, Nähe von Mutter und Tochter in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Frau aufzuzeigen, werde ich auf eine Reihe von klinischen Beispielen zurückgreifen, Sie sozusagen in die psychoanalytische Werkstatt einladen.

Allgemein wird in der neueren psychoanalytischen Literatur davon gesprochen, daß auf Grund der Gleichartigkeit von Mutter und Tochter eine Differenzierung und Individuierung erschwert sein dürften. Ich habe ebenfalls die Erfahrung gemacht, daß in der Bezie-

hung von Müttern und Töchtern das identifikatorische Moment eine besonders wichtige Rolle spielt und die Interaktion spezifisch bestimmt.

Beispiele:

Eine Frau berichtet, wie unangenehm es ihr sei, wenn ihr wenig vertraute Menschen beim Wickeln ihrer Tochter zusähen. Sie hätte dann fast das Gefühl, ihr eigenes Genitale zu präsentieren. Sie erlebe die Wickselsituation mit ihrer Tochter als etwas viel Intimeres als denselben Vorgang mit ihrem Sohn. Bei diesem hätte sie nicht das Gefühl gehabt, etwas von sich preiszugeben.

Eine andere Frau berichtet, daß sie seit der Geburt ihrer Tochter, die etwa ein halbes Jahr zurück liegt, nicht mehr ihr eigenes Genitale berühren könne. Sie versteht, daß sie unbewußt ihr eigenes Genitale mit dem der kleinen Tochter gleichgesetzt hat und unbewußt fürchtet, statt sich selbst die Tochter zu masturbieren.

Hier fände natürlich eine ungeheure Transgression statt, eine Überschreitung eines fundamentalen Tabus. Es ist interessant, daß eine französische Analytikerin, Christiane Olivier, die Wichtiges zu der Beziehung von Müttern zu ihren Söhnen und deren späterem Fluchtverhalten vor Frauen zu sagen hat, im Hinblick auf die Beziehung von Müttern zu ihren Töchtern zu der Behauptung kommt: im Blick der Mutter auf die Tochter läge kein Begehren – nur der Körper des Sohnes erwecke das Begehren der Mutter. Die Tochter gehe, was die erotische Dimension betreffe, leer aus. Identifikatorische Beziehung – Ja; Erotik – Nein! Ich halte diese apodiktische Aussage für falsch. Ich bin davon überzeugt, daß das erotische Element auch in der Mutter-Tochter-Beziehung eine Rolle spielt. Allerdings dürfte der Umgang damit sehr unterschiedlich sein. Wieviel in einer der Tochter bekömmlichen Weise zugelassen werden kann, wieviel abgewehrt werden muß, hängt ganz von den inneren Geboten und Verboten sowie den inneren Ängsten der Mutter ab.

M.E. ist das wesentlichste Spezifikum der frühen Mutter-Tochter-Beziehung die für den Sekundärprozess widersprüchliche, für den Primärprozess unmittelbar evidente Tatsache, daß die Frau für einige Zeit Mutter einer Tochter und gleichzeitig Tochter einer Mutter ist. Die frühesten Erfahrungen der jungen Mutter mit ihrer eigenen Mutter werden also aktualisiert und bereichern die Einfühlung in die Tochter oder sie mobilisieren Abwehrprozesse, wenn die Gefahr der Abhängigkeit und der damit verbundenen Ängste zu groß wird.

Was sind denn nun diese frühesten Erfahrungen von Mutter und Kind? Sarlin betont den größeren Anteil von Oralität in der weiblichen Psychosexualität und bringt dies in Verbindung mit der natürlichen Ausstattung der Frau als Säugetier. Diese Tendenz zur Kontami-

nation oraler und genitaler Erregung ist unmittelbar nachzufühlen, wenn man bedenkt, wie lustvoll das Stillen eines Kindes sein kann. Dabei werden die bei jedem Stillen auftretenden genitalen Sensationen bis hin zu Kontraktionen der Gebärmutter natürlich unterschiedlich stark wahrgenommen. Nicht umsonst hat man die Kinder früher – und tut es heute vermehrt wieder – gleich nach der Geburt angelegt, um das Herausstoßen der Nachgeburt zu erleichtern sowie die Rückbildung des Uterus mit Hilfe des Stillens zu fördern.

Untersuchungen haben gezeigt, daß beim kleinen Mädchen schon sehr früh vaginale Sensationen einsetzen. Barnett ist sogar der Meinung, daß dies von Geburt an schon so sei. Auf jeden Fall sind sich viele Autoren darüber einig, daß es ein spontanes Überfließen oraler Erregung in die Vaginalzone gibt, sodaß sich parallel zum lustvoll erlebten Saugen eine Reaktion vaginalen Saugens entwickelt. Ich erwähne dies, um die primärprozesshafte Nähe von Oralität und Genitalität deutlich zu machen und damit auch zu zeigen, was an unbewußten Phantasien in einer Mutter entstehen kann, wenn sie ein Kind stillt. Ist es eine Tochter, dann dürfte die wechselseitige emotionale Resonanz innerhalb dieses „Paar-systems“ besonders groß und eine Abgrenzung besonders erschwert sein. Ernährt sie ihr Kind mit der Flasche, ist diese Erfahrung vielleicht blasser, aber – wie ich meine – dennoch über die unbewußte Identifikation nachzuvollziehen. Mir geht es darum, deutlich zu machen, daß der früheste wechselseitige Austausch von Mutter und Tochter in manchen Fällen die Ich-Grenzen der Mutter allzusehr aufweichen kann. Dadurch kann eine Verschmelzung mit der Tochter, die ja gleichzeitig die eigene Mutter repräsentiert, drohen. Außerdem kann die Beziehung zur Tochter eine starke Verführungssituation darstellen.

Eine Patientin träumt, ihre Tochter habe eine debile Kinderfrau. Im Traum erschrickt sie zutiefst darüber, daß sich die Kinderfrau sexuell an der kleinen Tochter vergehen könnte. Sie entläßt die Kinderfrau. Die Patientin erkannte im Verlauf der Auseinandersetzung mit diesem Traum, daß die Kinderfrau einen bis dahin abgewehrten Aspekt ihrer eigenen Beziehung zu ihrer Tochter verkörperte. Sie konnte von nun an sehr viel besser die sinnliche Ausstrahlung ihrer kleinen Tochter wahrnehmen und dennoch die Gewißheit haben, in angemessener – wenn man so will, in sublimiert mütterlicher – Weise mit der Tochter umzugehen.

Es erscheint mir wichtig zu sein, daß Mütter in der Lage sein sollten, ihren Kindern deren sinnliche Ausstrahlung zurückzuspiegeln. Denn nur eine gelungene narzißtische Besetzung des ganzen Körpers inklusive der Genitalien gewährleistet eine Integration des ganzen geschlechtsspezifischen Körperbildes beim Kind und bildet die Grundlage für die Ent-

wicklung einer stabilen Selbstrepräsentanz. Dies ist wiederum gleichzeitig eine Voraussetzung und das Ergebnis einer Loslösung von der Mutter.

So bemerkt Barbara Gissrau in ihrer Untersuchung von lesbischen und heterosexuellen Frauen einen Unterschied, den sie für die Entwicklung einer lesbischen Orientierung für bedenkenswert hält:

Lesbische Frauen scheinen in frühester Kindheit den erotischen Blick ihrer Mutter erlebt zu haben, den sie als lustvolles affektives Interaktionsmuster internalisierten. Mütter von später lesbisch lebenden Frauen konnten sich in dieser präverbalen Phase offenbar den erotischen Genuss beim Stillen, Wickeln, Baden, Einreiben gestatten, wodurch vielleicht eine frühere erotische Stimulierung entstanden ist... Heterosexuelle leben demnach länger in einer asexuellen, jedoch stark emotionalen, symbiotischen Verschränkung mit der Mutter.

Vielleicht entsteht dieser „Glanz im Auge der Mutter“ bei vielen Frauen leichter im Hinblick auf Söhne. Aber nicht etwa nur, wie man leicht zu interpretieren geneigt ist, weil diese idealisierte kleine Phallusträger sind, an die die Mutter ihre phallischen Wünsche delegieren kann. Sondern vielleicht vor allem, weil für viele Frauen die Geschlechtlichkeit ihrer Töchter und die Idealisierung von deren Körpern, die einen gesunden Narzißmus des Kindes und damit seine Ablösung fördern würden, eine allzu große unbewußte Annäherung an die frühe libidinöse Beziehung zur eigenen Mutter bedeutet. Die dadurch aktualisierten Verschmelzungswünsche und -ängste und schmerzvollen Enttäuschungen (vgl. Poluda-Korte) i.B. auf die eigene Mutter müssen abgewehrt werden, sodaß eine ausreichende Spiegelung nicht mehr gewährleistet ist.

Wenn wir davon ausgehen, daß die sexuelle Identität mit etwa 18 Monaten etabliert ist, Stoller spricht von einer „core gender identity“, Kestenberg von „inner genitality“, dann wird noch einmal deutlich, wie wesentlich die frühen Interaktionen von Mutter und Tochter sind.

Eine Patientin, die sich wegen pathologischer Eifersucht einer Therapie unterzog – eine unaufgelöste Mutterbeziehung war der Hintergrund ihrer Eifersuchtsphantasien – meinte, sie könne eine Tochter nicht stillen, weil man sie dann verdächtigen würde, lesbisch zu sein. Aus demselben Grunde hatte sie bis Mitte Zwanzig jede masturbatorische Aktivität ängstlich vermieden.

Das freie kindliche Sexualspiel bestimmt das Selbstgefühl des kleinen Mädchens. Die allmähliche In-Besitz-Nahme des eigenen, von der Mutter losgelösten Körpers ist dabei zentral. Erstreckt sich die Kontrolle der Mutter auch auf das Genitale des Kindes, wird die Masturbation zu einem Akt der Auflehnung gegen die Mutter und somit potentiell be-



drohlich für das Kind. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Prognose bei frigid Frauen ungünstiger ist, wenn sie als Kind oder Jugendliche nicht masturbiert, also nicht den Versuch unternommen haben, durch die Besetzung ihres Genitales sich selbst als weiblich zu definieren und gleichzeitig als von der Mutter unterschieden. Untersuchungen weisen darauf hin, daß Frauen weniger masturbieren als Männer (68% zu 97% im Jahre 1976 / nach Boerger und Manthey sei der Anteil seit den 60ern allerdings auf 83% gestiegen).

Eine Patientin, die stark mit Männern rivalisierte und die einen deutlichen Penisneid hatte (wie sich zeigte, fühlte sie sich als Tochter durch die Mutter entwertet), wurde ihr lautes und vitales Lachen von der normabhängigen Mutter immer wieder verboten. Eines Tages herrschte die Mutter sie an : „Lach nicht wie eine Vagina!“ In der Kindheit hatte die Mutter, die sich offensichtlich durch das Geschlecht ihrer Tochter irritiert fühlte, in der Verbalisierung der unteren Körperregionen stets das Genitale ausgelassen. Es gab den Popo und das Pipi und sonst nichts. Diese Patientin hat in einer sehr intensiven Sitzung erkannt, daß sie sich im Grunde immer vorgestellt hatte, zwischen den Beinen so glatt wie eine Puppe zu sein. Ihr fiel ein, daß sie sehr lange mit Puppen gespielt hatte. „Ich habe keine Scheide. Ich bin wie eine Puppe.“ Die in der Therapie emotional nachgeholte Entdeckung ihrer Scheide erfüllte sie mit tiefem Schrecken und Schuldgefühlen. „Was wird die Mutter sagen, wenn ich doch eine Vagina habe? Ich darf sie nicht anlachen mit meiner Vagina! Sie hat mich zugenäht.“ (Auf anthropologisches Material im Zusammenhang mit Infibulation möchte ich hier nicht eingehen.)

Solange diffuse Vorstellungen vom eigenen Genitale herrschen, haben grandiose Phantasien einen guten Nährboden bzw. umgekehrt: solange eine grandiose Vorstellung von sich selbst nicht aufgegeben werden kann, also eine Begegnung mit der eigenen körperlichen Realität aus Gründen der Angst nicht stattgefunden hat, solange ist der eigene Hohlraum eine Bedrohung.

Im Laufe einer Paarbehandlung ließ sich bei einer Frau folgende Sequenz im Masturbationsverhalten rekonstruieren: ihre früheste Form zu masturbieren war vaginal. Sie erinnert sich, im Alter von 2-3 Jahren Haarklammern u.ä. in die Scheide gesteckt und dabei lustvolle Gefühle gehabt zu haben. Später habe sie sich nur noch auf dem Bauch liegend befriedigt, indem sie hin- und herrutschte. Sie benutzte nie wieder ihre Hände. Dabei hatte sie als kleines Kind lange die Phantasie, einen festen, taucherähnlichen Gummianzug zu tragen und zwischen den Beinen ein kleines Wasserhähnchen zu haben, an dem ein großer – phantasierter – Bruder manipulierte. Später, in der Pubertät, verwandelten sich ihre Phantasien. Sie wurde als Königin mit entblößten Brüsten

durch die Stadt gefahren und bot, umringt von Männern, ihr Genitale dar, um vom König als Schönste erwählt zu werden. Erst Anfang Zwanzig hatte sie den Mut, auf dem Rücken liegend ihre Klitoris mit der Hand zu stimulieren. Es dauerte noch einige Zeit, bis sie es wagte, sich auszutasten. Ihre Scheide fühlte sich an wie der zahnlose Kiefer ihrer Großmutter, was ihr allerdings nicht allzu unheimlich war. Zutiefst erschrocken war sie dagegen bei der Berührung ihres Muttermundes. Sie hatte das Gefühl, einem Zerberus begegnet, von einem ihr bis dahin unbekanntem und wahrscheinlich böartigen Wesen bewohnt zu sein. Erst ganz allmählich verlor sie die Angst vor den tiefen Regionen ihres Genitales.

Bei dieser Frau werden einige psychoanalytische Erkenntnisse bestätigt: sie besaß eine, wenn auch sicher nur vage, Vorstellung von der Existenz ihrer Vagina. Offenbar mußte sie sich später zunehmend gegen Triebüberflutung – der feste Gummianzug – schützen, wobei auch der Besitz eines phantasierten Penis – Wasserhähnchen – helfen sollte. Moore betont die Wichtigkeit des Penisbesitzes für beide Geschlechter als Instrument, eine drohende Triebüberflutung abzuwehren.

Viele Autoren sehen in den unterschiedlichen Möglichkeiten, die Jungen und Mädchen gegeben sind, ihr Genitale zu überprüfen und sich seiner zu versichern, eine entscheidende Variable für den Unterschied im innerpsychischen Erleben des eigenen Geschlechts zwischen Männern und Frauen.

Die eben geschilderte Patientin hatte eine symbiotisch-klammernde und eindringende Mutter, die ihr offensichtlich nicht die Freiheit gab, sich ihres Körpers und seiner diffusen Sensationen zu bemeistern. Eine durch die Mutter besonders beförderte Angst vor Triebüberflutung sowie Ängste vor Verletzung des Körperinneren – Phantasien, die u.a. auch mit der destruktiven Auseinandersetzung mit einer solchen Mutter zusammenhängen – hatten die Patientin dazu gebracht, eine neue, ihren Ängsten angemessene, ihre körperlichen Realitäten nicht mehr erforschende Selbstbefriedigungspraktik zu wählen. Die spätere Erforschung ihrer Scheide zeigt die starke Verlötung mit oral-mütterlichen Anteilen (zahnlose Kiefer, bissiger Höllenhund).

Die weiblichen Geschlechtsorgane sind durch ihre versteckte und relativ verstreute Lage (außer der Klitoris, den Labien, dem Vorhof, der Scheide gehören ja auch Muttermund, Gebärmutter, Eierstöcke und Eileiter sowie die Brüste dazu) prädestiniert, sich nur ungenau und unvollständig in der Psyche der Frau abzubilden. Wo dem Mann sehr wesentlich der Gesichtssinn und seine Hand zur Erforschung seines Genitales zu Hilfe kommen, ist die Frau sehr stark auf eine Tiefensensibilität angewiesen (allerdings auch der Mann, wenn es sich um die tieferen Regionen seines Genitales handelt, vgl. Kestenbergs zur

männlichen „inner genitality“). In unserer Kultur dominiert der Gesichtssinn die Tiefenwahrnehmung, sodaß propriozeptive Reize häufig nicht ausreichend beachtet und/oder abgewertet werden sowie Angst machen. Man vergleiche dagegen ostasiatische Praktiken mit ihrer erhöhten Tiefensensibilität, z.B. Yoga und Tantra.

Mit anderen Worten: Die Geschlechtsidentität einer Frau setzt sich aus einer Fülle von Teilrepräsentanzen zusammen. Einmal kommt es aufgrund zeitlich nacheinander geschalteter körperlicher Reifungsvorgänge zu einer gewissen seriellen (Teil-)Repräsentanzenbildung, zum anderen kommt es aber auch wegen der diffus im Körper lokalisierten Anteile zu einer vagieren, weil auf eine sensible Organwahrnehmung angewiesenen Ausprägung eines integrierten inneren Bildes. Die Gefahr des Zerfalls einer solchermaßen zusammengesetzten Identität erscheint denn auch einigen PsychoanalytikerInnen besonders gegeben. Dies wird auch als einer der Gründe angegeben für die bei Frauen häufiger auftretenden Orgasmusängste. Das Verständnis für Auflösungs- und Hingabeängste bekommt auf dem Hintergrund dieser mit der spezifischen weiblichen Anatomie verbundenen Überlegungen zur Ich-Auflösung eine zusätzliche Dimension.

Wird die Gefahr einer Selbstfragmentierung vielleicht besonders im Zusammenhang mit einem Organ erlebt, dessen psychische Eroberung in sehr enger Weise mit den frühesten Erfahrungen im Austausch mit der Mutter verknüpft ist und das durch seine spezifischen anatomischen Bedingungen Fragmentierungen besonders entgegenkommt?

Eine Patientin, die wegen des bevorstehenden Abschieds einige Sitzungen vor der Ferienpause sehr depressiv geworden war, berichtete, wie sehr sie sich vor dem Genitale ihrer Mutter geekelt hätte, als diese sich einmal nackt vor ihr gebückt hätte. Nach dieser Sitzung masturbierte sie und hatte dabei die Phantasie, mit einer Freundin oralen Verkehr zu haben. Danach sei sie vollkommen erlöst gewesen, die Depression sei von ihr abgefallen. Sie habe verstanden, daß es eine Zeit in ihrem Leben gegeben hätte, als sie ihre Mutter über alles geliebt hätte. Nur diese Zeit sei längst vergangen, und aus Zorn und Enttäuschung darüber habe sie ihre Mutter stets entwerten müssen.

An dieser Stelle möchte ich auf eine der frauenfreundlichen Psychoanalytikerinnen eingehen. Eva-S. Poluda-Korte hat 1993 einen sehr wichtigen Aufsatz zur psychosexuellen Entwicklung der Frau geschrieben und hat ihr den Titel „Der 'lesbische Komplex'. Das homosexuelle Tabu und die Weiblichkeit“ gegeben. Ihre Arbeit ist sehr hilfreich, da sie auf genuin weibliche Faktoren in der Entwicklung der Frau eingeht und auf typisch weibliche Besonderheiten in der Tochter-Mutter-Beziehung hinweist. Darüberhinaus unternimmt sie in weiteren Arbeiten erfolgreich den Versuch, homosexuelle Entwicklungen bei Frauen nicht einfach zu pathologisieren.

Für Poluda-Korte steht die frühe sog. ödipale Konstellation im Zentrum, wenn das sich individualisierende Kind (Junge wie Mädchen) mehr und mehr anerkennen muß, daß 'das' Liebespaar' nicht länger Mutter und Kind sondern Vater und Mutter ist:

Die narzißtische Kränkung über den Verlust der Mutter als selbstverständlichem Besitz, die Verlorenheit und das Ausgestoßensein, die durch die allmähliche Realisierung des Inzesttabus und der Generationengrenze empfunden werden, die Eifersucht auf den Rivalen /.../ und der Neid auf das sexuelle Glück des kopulierenden Elternpaares gilt für den Jungen genauso wie für das Mädchen.

Da das Mädchen aber, im Gegensatz zum Jungen, den frühen Ödipuskomplex in der 'negativen' (d.h. gleichgeschlechtlichen) Position betritt, kommt für sie das homosexuelle Tabu noch hinzu! Die heterosexuelle 'Verkehrsordnung', die für Kinder etwa heißt: 'Gleich und Gleich geht nicht, das gibt keine Kinder!', bedeutet für das Mädchen, daß sie nicht nur auf die Mutter verzichten soll, sondern generell auf weibliche Liebesobjekte. Und diese Ordnung erlebt das Mädchen als eine vernichtende Liebeskränkung von seiten der Mutter, als eine entwertende Zurückweisung, als Untreue und Verrat, die es der Mutter persönlich übel nimmt. Das ist ein ganz zentrales Element des 'lesbischen Komplexes', das ich die 'homosexuelle Zurückweisung der Mutter' nenne, oder die 'lesbische Enttäuschung an der Mutter'. (S. 78)

Diese Enttäuschung kann zu einer Entwertung des eigenen Geschlechtes führen, zumal die gesellschaftliche Situation immer noch das Männliche idealisiert. Im Rahmen dieser Selbstentwertung wird der Mann zum Retter in der Not, auf ihn konzentriert sich nun die Frau. Nicht von ungefähr gilt der Vers Lord Byrons bedauerlicherweise noch immer: „Man's love is of man's life a thing apart, Tis woman's whole existence“. Wenn gesellschaftlicher Wert am ehesten über den Mann zu erlangen ist, zunächst als Anerkennung durch Zuneigung des Vaters, danach durch größtmögliche Konzentration auf den Partner und dessen Idealisierung, sowie durch Anpassung an gesellschaftlich vermittelte Rollenerwartungen bei gleichzeitiger Vermeidung von autonomer Selbstverantwortung, dann wird die Liebe und damit auch die Sexualität nicht zur schönsten Nebensache der Welt sondern zu einer überlebensnotwendigen Klammer. Dann dienen Liebe und Sexualität vor allem als Halt und Stütze und bekommen eine Überwertigkeit, die ein freies Spiel dieser Energien erschwert und belastet.

Frauen haben sich freiere Zonen erobert. Frauen sind etwas mehr Herrinnen ihrer selbst und damit ihrer sexuellen Wünsche geworden. Vor fast 25 Jahren ist mein Buch „Utopie der Treue“ erschienen. Es wird eröffnet mit einer Arbeit, der ich den Titel gab „Emanzipation macht Angst“, die sogar schon früher, nämlich 1977 als Aufsatz im „Kursbuch“

veröffentlicht wurde. Und ich muß gestehen – obwohl sicherlich einiges anders geworden ist – die Emanzipation von herkömmlichen traditionellen Rollenmustern ist immer noch eine Aufgabe, und zwar keine leichte.

Ich habe vor kurzem im Rahmen eines Lehrauftrages mit Studentinnen – alles sehr junge Frauen – etwas intensiver zu tun gehabt. Ich war erstaunt über ihre relative Vereinzelung, über ihre Probleme im Umgang miteinander, über heimliche Rivalitäten, Angst vor Intrigen, vor Lächerlichgemacht- und Beschämtwerden, vor Fallen, die ihnen von anderen Frauen gestellt werden könnten. Und ich war überrascht, wie die ganze Gruppe unisono beklagte, daß keine Männer dabei seien – denn dann gäbe es weniger Spannungen und alles wäre viel einfacher! Der Austausch über diese Gefühle, der durch mein Nachfragen möglich wurde, entlastete sie. Aber es gab keine ersichtliche Initiative, die Situation zu ändern und über Formen von Solidarität zumindest nachzudenken. All diese jungen Frauen haben die Absicht, eine berufliche Karriere einzuschlagen, darum sind sie an der Universität. Nicht alle dürften sich das wirklich zutrauen.

Ich machte aus Interesse eine kleine Umfrage, anonym, sonst hätte es keine offenen Antworten gegeben. Ganz oben rangierte als erwünschtes Attribut „Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit“ gefolgt von „Gelassenheit“ und auf Platz 3 der Wunsch „sexy und begehrenswert“ zu sein. Auch der Wunsch „Nein Sagen, um sich abgrenzen zu können“ (vor allem vom Liebespartner), war wichtig.

Als Hemmung erlebten sie traditionelle Haltungen in ihren Herkunftsfamilien.

Dennoch meine ich, daß sich in der Einstellung zu sexuellen Rollenmustern langsam etwas ändert. Auch die Akzeptanz weiblicher und männlicher Homosexualität dürfte heute zumindest in der bundesdeutschen Gesellschaft größer sein als je zuvor in unserer (modernen) Gesellschaft, zumindest wenn man das vielfache Outing von Politikern und Prominenten bedenkt und die Möglichkeiten von Homo-Ehen. Dennoch ist die schwule oder lesbische Lebensform noch immer eine Lebensform, die gegen die allgemeine Norm geht. Nach wie vor stellt sie einen Normbruch dar!

Sich aber über familiäre und gesellschaftliche Normen hinweg zu setzen, braucht eine Ich-Stärke, die mir persönlich großen Respekt einflößt. Es ist diese Unangepaßtheit und der Wunsch, den eigenen und damit richtigen Weg zu gehen. Das ist der Bereich, in dem die Heteras viel von den Lesben lernen können: über das Ausbrechen aus Konventionen und über eine autonomere Selbstbestimmung. Um heterosexuell zu leben, braucht es keine bewußte Entscheidung. Die lesbische Frau trifft eine bewußte und selbstverantwortliche Entscheidung, selbst wenn dieser Prozess des coming out mit vielen Mühen,

Ängsten, Schmerzen, Selbsthaß, Minderwertigkeitsgefühlen und der Überwindung der eigenen inneren Homophobie einhergehen mag.

So ist es vielleicht nicht verwunderlich, wenn Lesben in einer empirischen Untersuchung auf der Skala *S e l b s t v e r t r a u e n* höhere Werte haben als Heteras (vgl. Gissrau).

Überhaupt gibt es inzwischen hochinteressante Erhebungen (alle nach Gissrau):

Das lesbische Sexualleben scheint befriedigender zu sein als das von heterosexuellen Frauen. Bei einer Erhebung, an der 407 Lesbierinnen und 370 Hetero-Frauen teilnahmen, sind mit ihren

- sexuellen Reaktionen 44% der Lesben und 31% der Heteras zufrieden
- haben Lesben durchschnittlich 2 – 4 x pro Woche Sex, während Heteras 2 – 4 x pro Monat Sex haben
- von den Lesben haben nie einen Orgasmus gehabt 2%, bei den Heteras sind es 13%

Verschiedene andere Untersuchungen zeigen, daß Frigidität unter Lesben kaum vorkommt und daß sie häufiger Orgasmen haben als Heteras.

- unerwünschte, gewalttätige sexuelle Kontakte kennen 3% der Lesben, 39% der Heteras
- über Intimes mit ihren Partnern reden können 82% der Lesben, während 98% der Heteras angeben, zu wenig Austausch über Intimes mit ihren Partnern zu haben
- 96% der Lesben geben an, eine echte, emotional gleiche Beziehung zu haben, 91% der Heteras fühlen sich herablassend und abwertend vom Partner behandelt.

Die größte Gruppe von psychisch Kranken in dieser Gesellschaft sind verheiratete Frauen mit Kindern und ohne Berufstätigkeit.

Berufstätige weibliche Singles haben die größten Chancen, psychisch gesund zu bleiben. In diese Gruppe fällt das Gros der Lesben.

Bei diesen Ergebnissen läßt sich, ohne idealisieren zu wollen, sagen, daß lesbische Frauen sich Formen der Erotik erobert haben, die für viele heterosexuelle noch nicht realisiert sind. Die größere Selbstverständlichkeit im erotischen Umgang miteinander ist möglicherweise ein Freiraum, in dem sich die „schönste Nebensache der Welt“ besonders gut entfalten kann – oder, wenn sie es denn nicht tut, auch noch andere Formen liebevollen und interessierten intimen Umgangs miteinander möglich sind.

Christa Rohde-Dachser schreibt in ihrer Arbeit über „Männliche und weibliche Homosexualität“ (1994):

Ich habe versucht, Homosexualität als möglichen Bestandteil der psychosexuellen Entwicklung von Männern und Frauen darzustellen und gleichzeitig als Teil jenes reichen sexuellen Potentials, über das Menschen verfügen und das sie für ganz verschiedene Zwecke benutzen können: im Dienst der Lust ebenso wie im Dienst des Überlebens.

Eine Welt, in der die Attribute homosexuell und heterosexuell gleichwertig unter vielen anderen möglichen Attributen für eine lebensfreundliche Form der Beschreibung von Personen verwendet werden könnten und in der sie nicht der Aufspaltung, Isolierung, Etikettierung und Einschnürung im Sinne von Kontrolle dienen, ist uns allen zu wünschen!

(Dieser Vortrag setzt sich z. T. aus mehreren bereits veröffentlichten Arbeiten Marina Gambaroffs zusammen)